

Gastkommentar zum korrekten Umgang mit der Sprache

S Grosi als «Es»

Der ehemalige Bundesrat Ueli Maurer hat Kim de l'Horizon – die nonbinäre Literatursensation des Jahres 2022 – mit dem Wörtchen «Es» brüskiert. Ihm sei egal, sagte Maurer, ob auf ihn ein Mann oder eine Frau im Bundesrat folge. «Solange es kein «Es» ist, geht es ja noch.» Kim hat diesen Satz als verletzend und als sprachlichen Machtübergriff empfunden.

Der mediale Aufschrei war riesig, das Echo mehr als gespalten. Die einen waren überzeugt, Ueli Maurer habe sich mit dieser Aussage angesichts des Leids vieler nichtbinärer Personen total disqualifiziert. So what?, fragten die anderen, haben wir eigentlich keine grösseren Probleme als dieses «Es»? Namen sind doch Schall und Rauch – das hat schon Goethe gesagt.

Das «Grosi-Es» kommt im Schweizer Dialekt häufig zur Anwendung. Wäre ich Grossmutter, hätte ich Freude, wenn mich die Enkel «s Grosi» oder «s Omi» nennen würden. Das tönt warm und kuschelig. Doch etwas anderes ist es, wenn Medien und viele Kommentare in den Social-Media-Kanälen Grossmütter versächlichen. Das gilt ausschliesslich für Frauen – nie für Männer.

Wenn in einer Gratiszeitung steht «Ein 59-jähriges Grosi fuhr in einen Baum» oder in einem Stelleninserat im Shoppingcenter zu lesen ist, es werde ein «akademisch ausgebildetes Grosi gesucht, noch nicht sechzig Jahre alt», das ein paar Stunden die Kinder hüten und sich so ein Sackgeld verdienen könne – dann bin ich solchem Gendern gegenüber mehr als kritisch eingestellt.

Läuft hier nicht etwas falsch? «s Grosi» widerspiegelt das Wirken heutiger Grossmütter kaum, auch wenn das «Es» im Privaten durchaus seine

«Fürsorge darf nicht versächlicht werden. Nicht nur wegen der Grossmütter, sondern auch deshalb, weil Fürsorge männlicher werden muss.»

Berechtigung hat. Grossmütter sind für die Betreuung des Nachwuchses zentral. Viele dieser Frauen sind relativ jung, neugierig, fit und weltoffen. Mit beiden Beinen stehen sie im Leben, unabhängig davon, ob sie verheiratet, geschieden, alleinstehend oder frisch verliebt sind. Sie hüten ihre Enkel regelmässig, wenn Mama oder Papa berufstätig sind oder erkranken, und springen bei einer Trennung oder bei anderen Problemen fast selbstverständlich ein.

Auch Zahlen aus der Forschung sprechen gegen das verniedlichende Grosi-Image. Grossmütter sind die wichtigste Reservearmee unserer Volkswirtschaft, wenn es um Fürsorge geht. Sie sind nicht nur für Kinder und Enkelkinder da, sondern oft ebenso für die eigenen Eltern und Verwandte, oder sie engagieren sich im Freiwilligendienst. Mit anderen Worten: Dieses «Es» leistet durchschnittlich 40 Millionen Stunden Betreuung pro Jahr, was einem finanziellen Wert

von etwa zwei Milliarden Franken entspricht – in den meisten Fällen unentgeltlich.

Der von Ueli Maurer und Kim de l'Horizon lancierte Diskurs ist zu wichtig, als dass er einfach wieder in einer Schublade verschwindet. Denn er betrifft auch Personengruppen jenseits nichtbinärer Minderheiten. Vielleicht sollten wir etwas seltener über Gendersternchen und Doppelpunkte diskutieren, doch öfter über Menschen, die eigentlich gemeint sind. Ich wünschte mir, dass ältere Frauen in Medien und Familienpolitik nicht als geschlechtslose Wesen betrachtet und mit verniedlichenden Stereotypen belegt werden. Im familiären Raum darf «s Grosi» (und auch s Mami, s Gotti etc.) eine liebevolle Koseform mit Tradition bleiben. Doch mit Blick auf die öffentliche Darstellung sollten sie als die Oma, die Grossmutter oder die Mama porträtiert werden. Diese Frauen sind für die Zukunft von Kindern und die Pflege anderer Menschen zentral und von enormer ökonomischer Bedeutung.

Fürsorge darf nicht versächlicht werden. Nicht nur wegen der Grossmütter, sondern auch deshalb, weil Fürsorge männlicher werden muss. Tatsache ist, dass Grossväter kontinuierlich aufholen und bisher unterschätzt worden sind. Doch in den Medien als «s Grossväterli» bezeichnet zu werden? Mit Sicherheit wäre das für manche Männer ein Skandal.



Margrit Stamm
ist Erziehungswissenschaftlerin und emeritierte Professorin der Uni Freiburg

Gut beschirmt zu den Wagner-Festspielen



Ursula von der Leyen (CDU), Präsidentin der EU-Kommission, und Ehemann Heiko (rechts) kommen zur Eröffnung der Richard-Wagner-Festspiele mit einem neuen «Parsifal» nach Bayreuth ins Fest-

spielhaus auf dem Grünen Hügel. Der Regen dämpfte die gute Laune der prominenten Gäste nicht, zu denen auch die ehemalige Bundeskanzlerin Angela Merkel zählte.

Bild: Karl-Josef Hildenbrand/dpa

Kommentar

Auswüchse des Klimaschutzes

Haben wir richtig gelesen? Ja, es handelt sich um eine offizielle Mitteilung der Schweizerischen Post, und wir schreiben nicht den 1. April. Die Post kauft ein Stück Wald im deutschen Bundesland Thüringen. Es ist nicht zu knapp bemessen, 2400 Hektaren, die Fläche entspricht jener der Stadt Basel. Wie viel die Besorgung kostet, wird verschwiegen.

Der Waldkauf soll dazu beitragen, dass die Post «klimaneutral» wird. Um sich mit diesem Label zu schmücken, mag der Landerwerb auf dem Gebiet der ehemaligen DDR helfen. Aber hilft es auch der Sache, also dem Klima? Mitnichten. Die ostdeutschen Lärchen und Fichten entziehen der Luft nicht mehr CO₂, nur weil ihre Leistung künftig in der Konzernrechnung der Post verbucht wird. Der Deal entpuppt sich als kommunikative List, der Gelbe Riese bewegt sich an der Grenze zum Greenwashing.

Die Massnahme legt die Auswüchse des Klimaschutzes von Unternehmen offen, die auf Teufel komm raus das Siegel «klimaneutral» anstreben. Bei einer privaten Firma ist dagegen wenig einzuwenden, wohl aber bei einem Bundesbetrieb, der in gewissen Märkten über ein Monopol verfügt – und die Tarife erhöht. Wer Briefe oder Pakete verschickt, investiert nun also in deutsches Gehölz, ob er will oder nicht. Die Post soll ihre Postautoflotte elektrifizieren, ihre Gebäude isolieren und die Verteilzentren modernisieren. Wenn das nicht reicht für die Auszeichnung «klimaneutral», verzichtet sie besser auf dieses Etikett.



Patrik Müller
patrik.mueller@chmedia.ch

Apropos

Von den Griechen fahren lernen

Die braven Schweizer Autobahnen gewohnt, sind die ersten Mietwagen-Kilometer in Südeuropa jedes Jahr aufs Neue ein Kulturschock. Der entspannte Ferienstart ist Geschichte, wenn der erste verbeulte Fiat auf der engen italienischen Küstenstrasse lichterloh bis in den Kofferraum hinein auffährt. «Südlich von Rom fahre ich gar kein Auto mehr», hörte ich letztes im Freundeskreis. In Südfrankreich genau dasselbe. Autofahren im Süden – da gehört eine Portion Lebensmüdigkeit mit dazu.

Überall im Süden? Nein! Auf Kreta nämlich geht es sogar noch entspannter zu als in der Schweiz. Die Kreten fahren grundsätzlich mit zwei Rädern auf dem Pannestreifen, damit der Hintermann vorbeikommt. Aus zwei Spuren machen sie einfach vier. Alle sind entspannt, jeder nimmt Rücksicht. Nur sie stören dieses eigenverantwortlich organisierte Chaos: Mietwagenlenker aus dem Norden, die selbst in den Ferien die offiziellen Verkehrsregeln für Gesetz halten.

Fabian Hock